

Sr. M. Epiphanie (Barbara) Pritzl (vgl. Zeugen für Christus, Bd. II, 890 – 893). Warum wird der Name dieser deutschböhmischen Ordensfrau aus dem Sudetenland verschwiegen? Eindeutig falsch ist die Behauptung: »Die Repressalien gegen Ordensschwestern, die ebenso die Auflösung ihrer Ordensgemeinschaften, Unterrichtsverbote, aber auch Strafverfahren zu erleiden hatten, haben in die statistischen Auswertungen und bisherigen Forschungen keinen Eingang gefunden« (362). Offenbar ist das Werk »Nonnen unter dem Hakenkreuz, Leiden, Heldentum, Tod. Die erste Dokumentation über das Schicksal der Nonnen im Dritten Reich« (Würzburg 1979) von Benedicta Maria Kempner völlig unbekannt. Darüber hinaus wäre auch die Arbeit »Passion im August (29. August 1942). Edith Stein und Gefährtinnen: Weg in Tod und Auferstehung« (Annweiler 1995; 21998) von Elisabeth Prégardier und Anne Mohr, in der über zehn Ordensschwestern biographisch vorgestellt werden, zu erwähnen.

Im Beitrag von Laura Hölzlwimmer über »Kirchliches und religiöses Leben in den an Deutschland angegliederten Gebieten« (383–406) hätte der Titel umgestellt werden müssen: Richtig hätte es »Religiöses und kirchliches Leben« heißen müssen; vom Allgemeinen zum Besonderen und nicht umgekehrt. Im Übrigen: Kirchliches Leben ist immer auch schon religiöses Leben. In Anm. 9 auf S. 385 werden zwar Emil Valasek und Rudolf Grulich zitiert, aber nie Helmut Moll. Das »Deutsche Martyrologium« des 20. Jahrhunderts, im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz erarbeitet und herausgegeben, ist scheinbar unbekannt. Es ist merkwürdig, wenn der Autor sich selbst lobt, wie in Anmerkung 11 auf S. 385 mit der Behauptung, ihr Buch »behebt diesen Mangel«, nämlich die angebliche »Vernetzung religions- und kirchengeschichtlicher Fragestellungen mit weiteren Forschungsperspektiven.« Bei der ausdrücklichen Kritik an Rudolf Grulich (405) bleibt die Frage im Raum: Stimmt es, »wonach tschechische Gläubige eher als Tschechen verfolgt wurden, als Katholiken, Protestanten etc.« (405)? Auf den überwiegend tschechischsprachigen Dörfern, z. B. im Troppauer Land, im Ostsudetenland hat es römisch-katholische Gottesdienste sowohl in deutscher wie in tschechischer Sprache gegeben, und das noch unter klangvoller Beteiligung der Kirchenchöre. Übrigens gab es auch tschechische Schulen für die Bauernkinder und an deutschen Gymnasien konnte man als Fremdsprache nicht nur Englisch und Französisch, sondern auch tschechisch wählen. Die Prager Tschechische Universität wurde zwar nach Ausschreitungen, bei denen nicht nur ein tschechischer, sondern auch ein deutscher Student umgekommen ist, auf unbestimmte Zeit geschlossen,

aber die tschechischen Professoren und Dozenten behielten ihre Hochschulgehälter die ganze Protektoratszeit weiter und konnten ihren wissenschaftlichen Forschungen in Bibliotheken und Laboratorien ungestört weiter nachgehen, wobei kein Tscheche im Kampf an den Fronten bluten musste, wie etwa die Slowaken. Das alles hatte man Emil Hácha zu verdanken, der an jedem St. Wenzelsfest am 28. September die St. Wenzel-Reliquie öffentlich geküsst hatte.

Der Artikel von Dr. phil. Jan Stříbrný von der Christlichen Akademie in Prag-Emaus über »Kirchen und Religion im Protektorat Böhmen und Mähren« (407–484) zählt unter den deutschstämmigen Glaubenszeugen nur »P. Mazell Higi« (480 Anm. 394), in »Zeugen für Christus« (Bd. II, 732–735) und »Pater Alfons Otakar Zadrazil« (483 Anm. 411) auf. Wenn schon »Kirchen und Religion« thematisiert werden, müssten erwartungsgemäß auch die anderen zahlreichen bei Valasek, Grulich und Moll aufgezählten deutschstämmigen Priester, Ordensleute und Laien genannt werden, was hoffentlich in dem demnächst zu erscheinenden »Martyrologium bohemicum« der Fall sein wird. Das Kapitel »Resistenz und Widerstand« (457–461) kommt ohne all diese Namen aus, was anders besser gewesen wäre. Der Ehrentitel »Msgr.« auf S. 428 sollte vom Übersetzer auf seine Richtigkeit überprüft werden. Zwar wird der Buchhändler Eduard Schlusche, den sowohl Valasek, Grulich als auch Moll vorstellen, wohl erwähnt, aber nur in Anmerkungen (S. 86, Anm. 86; 133, Anm. 83), zudem mit der Umschreibung »Funktionär«, was ziemlich negativ besetzt ist und eine Anfrage an den Übersetzer stellt. Die Tatsache, den Lehrer Josef Tippelt ganz und gar zu verschweigen, obwohl er aus dem Sudetenland kam und dort als Kolpingmitglied überaus aktiv war, ist zu bedauern. Bei Valasek, Grulich und bei Moll (Bd. II, S. 717–719) ist er dem Vergessen entrissen worden. Nichtsdestotrotz, eine kritische Leserschaft wird dieses »Handbuch« wohl zu würdigen wissen.

*Emil Valasek, Kevelaer (Niederrhein)*

## Mariologie

*Lohfink, Gerhard / Weimer, Ludwig: Maria – nicht ohne Israel. Eine neue Sicht der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis, Herder, Freiburg – Basel – Wien 2008, ISBN 978-3-451-29789-2, 448 S., Euro 28,-*

Im vorgelegten Entwurf wollen die Verfasser »eine neue Sicht« der Unbefleckten Empfängnis vorlegen. Was ist, so sei gefragt, die alte, die traditionelle Sicht? Pelagius nennt (vgl. Augustin: De

natura et gratia XXXVI) eine Reihe von Männern und Frauen aus dem AT, die nicht nur nicht gesündigt, sondern in Gerechtigkeit gelebt hätten. Augustin hält entgegen, dass auch die Gerechten auf eine Frage sich als Sünder bekannt hätten, bemerkt jedoch zugleich: »Ausgenommen aber die selige Jungfrau Maria, über die ich wegen der Ehre des Herrn überhaupt nicht gehandelt haben will, wenn von der Sünde die Rede ist.« Für Augustin steht die Allgemeinheit der Erbsünde fest, die er mit Röm 5, 12ff. (ebd. c. XXXIX) begründete. Er behauptet zwar nicht die Sündenlosigkeit und Erbsündenfreiheit Mariens, enthält sich jedoch »wegen der Ehre des Herrn« jeden Urteils. Diese mögliche Ausnahme der Gottesmutter hat dann jahrhundertlang eine Diskussion angestoßen, die erst mit der Definition von 1854 zu einem Abschluss gekommen ist.

Seit Augustin wurde die Erbsünde vor allem mit Röm 5 und der Antitypik von Adam und Christus begründet. Die Sünde der Stammeltern brachte das Unheil über die Menschheit. Wichtig wurde die Unterscheidung zwischen der Sünde (die in der Taufe vergeben wird) und den Sündenfolgen, die keine Sünden sind, aber aus der Sünde stammen und für sie anfällig machen. Die Sündenfolgen bleiben auch nach der Vergebung des Schuldmomentes. Die Verfasser setzen hier andere Akzente.

Die Verfasser versuchen die kirchliche Sicht der Erbsünde mit der evolutiven Weltansicht des heutigen Menschen zu vereinbaren. Allerdings werden die innerhalb des traditionellen Rahmens vorgelegten Problemlösungen (in Bezug auf Hominisation, Monogenismus, monozentraler oder polyzentraler Polygenismus, Paradies, Belastbarkeit evolutiv früherer Gruppen für das Unheil der ganzen Menschheit) nicht behandelt. Vf. scheinen mit der Vorstellung P. Schoonenbergs (2) zu sympathisieren, der aus den einzelnen Tatsünden ein Sündengeflecht entstehen lässt, das zu einer inneren Situiertheit, einer Sündenverstricktheit – »Sünde der Welt« – führt, von der jeder in die Menschheitsfamilie Hineingeborene betroffen wird. Ihren Höhepunkt erreicht die Sünde der Welt in der Ablehnung Christi. Aber diese Sicht tendiert eher zu einer Übertragung durch Nachahmung, als zu einem inneren Betroffenwerden.

Die Vf. entwickeln zunächst die Steigerung der Sündenmacht im AT (82f.), zeigen aber dann (105ff.) Gottes Gegenreaktion gegen die Sünde. Gott handelt in der Geschichte durch Abraham und befreit durch Mose, erweckt Freude an der Tora und am Tempel (= Gegenwart Gottes), an der Weisheit Israels, und schafft Möglichkeiten der Sühne. Durch die Propheten kämpft Gott gegen die Unheilszusammenhänge von Selbstsucht und Verhär-

tung. »Wenn Erbsünde Leben gegen den Schöpfungssinn ist und damit Verfinsternung, Nicht-Wissen, Unfreiheit und schließlich aus eigener Kraft nicht überwindbarer Unheilszusammenhang – dann wurde dies alles in Israel immer wieder durchbrochen« (206). Nur noch ein Rest bleibt übrig, »seine (= Gottes) Setzung seine Gnadengabe« (213), »dieser Rest ist die Keimzelle des künftigen Heils« (214).

Die Vf. verstehen das AT nicht nur als Verheißung, die sich in Jesus erfüllt, nicht nur als Ankündigungen, sondern als reale Befreiungserfahrung. Jesus ist »die Erfüllung von Verheißungen, die schon lange als Realität unterwegs waren« (217).

So zielen die Gegenreaktionen Gottes auf Maria, als Urbild des erlösten Israel (3. Teil: ab 218). Zuerst werden biblische Figurationen für Israel besprochen, wie Menschensohn, der für die Geschichtswende in der Herrschaft steht, die aus Gottes Hand kommt, wie Knecht Gottes (die Gottesknecht-Lieder bringen Aussagen sowohl des heilen Gottesbezugs, des Elends und der Erlösung), Tochter Zion – Jungfrau Israel, die Frau von Offb 12. Solche Figurationen sollen Entwicklungen und Sachverhalte veranschaulichen und verdichten. Maria wird nun mit Lk 1–2 und Joh 2, 1–12 als Figuration Israels erklärt, die im Magnifikat die ganze Geschichte Israels zusammenfasst, »soweit es gläubig geöffnet ist für das Handeln Gottes in der Geschichte« (267).

Vf. bemühen sich, gerade im Bewusstsein des monströsen Verbrechens der Shoa, Maria nicht nur als Urbild der Kirche zu sehen, im Sinn des Zweiten Vatikanums, sondern auch Israels; mit den Worten Josephs Ratzingers: »Maria ist in dem Augenblick ihres Ja Israel in Person, die Kirche in Person und als Person« (293). Sie steht nicht außerhalb Israels, sondern ist der heilige Rest, in dem Israel doch noch zum Ziel kommt: In Maria kommt die alttestamentliche Linie in der letzten Eindeutigkeit einer Person (nicht nur einer Personifikation) zur Vollendung. Sie ist der eigentliche Grundakt der Kirche (297f.).

In Israel entstand also eine Gegengeschichte zur Erbsünde. Maria, die Unbefleckt Empfangene, symbolisiert hier die Taufreinheit der Kirche, ihr Sein als neue Schöpfung (2 Kor 5, 17). Vf. schildern dann (298ff.) die dogmengeschichtliche Problemdiskussion zur Immaculata Conceptio. Weil dieses Dogma auch von der Gnade in Israel handelt, gehört Maria auch zu Israel. In Maria, vor der Erbsünde bewahrt, »tritt die Schöpfung in ihrer ganzen Sinnfülle zu Tage« (397).

Die Vf. legen einen mariologischen Entwurf auf einer ekklesiotypischen Grundlage vor, wobei die

Sicht von der ecclesia (sancta) ab Abel ausgebaut wurde. Dieser Ansatz ist grundsätzlich möglich, doch scheint dabei die christotypische Mariologie mehr am Rand liegen gelassen zu sein. Viele alttestamentliche Passagen erhalten bei der Lektüre eine Erhellung, die der Leser mit Dank und Interesse aufnimmt. Freilich sucht der Leser bei den vielen und breiten Einzeldarlegungen oft den roten Faden. Schade, dass die Anmerkungen nicht jeweils auf der entsprechenden Seite, sondern erst am Schluss angebracht wurden.

Bei grundsätzlicher Anerkennung des Ansatzes bleiben jedoch Fragen: Auch wer die evolutive Sicht der biologischen Umwelt nicht grundsätzlich ablehnt, wird stutzig bei folgendem Satz: »Der langsam menschwerdende Mensch übersteigt im Erkennen das sich ihm vordergründig Darbietende. Er ist das neugierigste Lebewesen, das es gibt. Sein Geist drängt ständig über das Vorhandene hinaus« (73f). »Wenn die Geistseele«, die den Menschen grundlegend von jedem Tier unterscheidet, ein »Geschenk Gottes ist« (75), gibt es dann einen »menschwerdenden Menschen«? Gerade die Abtreibungsdebatte macht die Problematik der Rede vom »werdenden Menschen« bewusst. Ferner fragt sich, wie denn das Tier seine Einbindung in den starren Umweltplan auf geistige Freiheit hin überwinden kann: ohne seine Instinktsicherheit schwinden im Fall des allmählichen Übergangs die Überlebenschancen des Tieres, weil der Geist noch nicht die Orientierung geben kann. Nun sei den Verfassern nicht abverlangt, eine Antwort auf diese Fragen zu geben, aber werden nicht Probleme übersehen? Im Falle eines mehrmaligen Übergangs (egal, ob an einem oder an mehreren Ursprungsorten, also kein Ursprungspaar) wird aber die gute Qualität der Schöpfung (Gen 1, 31) unsicher, da sie immer zum negativen Ergebnis führte (da die Erbsünde Geschichte, nicht Wesensbestand ist: 63).

Schwierig wird auch (384) die Aussage zum Paradies. »P. ist nicht der Anfang. Es ist das Ziel [...] kein Urzustand, sondern das Woraufhin einer langen Entwicklung. Das Tier »Mensch« hätte immer menschlicher werden können, oder besser: immer offener [...] für Gott. [...] Das P. lag nicht in der Vergangenheit. Es wartete in der Zukunft.« »Statt von einem verlorenen müssten wir von einem versäumten P. sprechen« (74). Aber wurde das P. versäumt, wie man einen Zug versäumt? Ist die Sünde nur ein Entwicklungszustand im Sinn einer Nichtverwirklichung von positiven Möglichkeiten oder nicht vielmehr eine aktive, bewusste Tat der Verweigerung Gott gegenüber. Dem Gewicht einer Ursünde, zu der ein solcher Erlöser »nötig« war, entspricht kein Versäumnis. Paradies bzw. sein Verlust ist

nach dem Maß des Gottesverhältnisses zu bestimmen, das allerdings auch bei einem »primitiven« Entwicklungszustand sehr innig sein kann.

Der Ansatz ist begrüßenswert, doch sind eine stärkere Berücksichtigung theologisch systematischer Literatur und die Einarbeitung schon gegebener Lösungen auf neue Fragen wünschenswert.

Anton Ziegenaus, Augsburg

*Görg, Peter H.: Das Wunder von Knock. Die Erscheinung der Jungfrau Maria in Irland in Zeiten sozialer Not, Media Maria Verlag, Illertissen 2010, ISBN 978-3-9811452-6-7, 166 Seiten, EUR 16,90.*

Die Erscheinung der Gottesmutter im Jahr 1879 im irischen Knock ist im deutschen Sprachraum wenig bekannt. Peter H. Görg hat sich seit Jahren mit der Geschichte dieser Erscheinung beschäftigt und kann daher eine überzeugende und allgemeinverständliche Darstellung bieten. Ihm gelingt es, das Charakteristische dieser Erscheinung und das Unterscheidende im Vergleich zu den bekannten Erscheinungen wie Lourdes, Fatima oder La Salette aufzuzeigen.

Es mag überraschen, dass Vf. im ersten Kapitel (bis S. 40) einen kurzen Überblick über die Geschichte Irlands dem eigentlichen Bericht über die Ereignisse vom 21. August 1879 vorausschickt. Wer sich aber die harte Verfolgung der Katholiken seit Heinrich VIII., die Unterdrückung des katholischen Glaubens durch die englischen Besatzer und die Ausbeutung und hohen Abgabenlasten der irischen Bauern an die englischen Grundherren vor Augen hält, kann verstehen, dass bis heute in Nordirland die Spannungen zwischen Katholiken und Protestanten fort dauern und die Erscheinungen keine mahnenden Worte zu Gebet und Buße an das Volk richtet, keine Klagen wie in La Salette zu hören sind und keine Höllenvision wie in Fatima. Die Erscheinung geschieht ohne Worte und will offensichtlich nur Stärkung und Trost sein, um die Not des Alltags durch den katholischen Glauben bestehen zu können. Maria zeigt ihre mütterliche Gegenwart in dieser Not.

Dann (S. 40–74) werden die Erscheinung, die näheren Umstände ihrer Wahrnehmung und die folgende Entwicklung von Knock geschildert. Im Zentrum von drei Gestalten steht die Jungfrau Maria, deren Augen wie im Gebet zum Himmel gerichtet waren. Auf der (vom Betrachter aus) linken Seite befand sich eine Gestalt, die man als den hl. Joseph erkannte; er wandte sich in gebeugter Haltung Maria zu. Rechts von ihr stand eine Gestalt mit Mitra und Buch in Predigerhaltung; diese Gestalt wurde als